

DER DDRÄUMER

JÜRGEN RÖDER.
SCHIFFSKOCH.
ZEITZEUGE.
WELTENBUMMLER.



Edi und Patrick Keck



Für Gudrun

INHALTSVERZEICHNIS

PROLOG

I EIN KIND DER DDR

II SOZIALISMUS LIGHT - LEBEN AN BORD

III RÜCKKEHR HINTER DEN VORHANG

IV AUFBRUCHSTIMMUNG

EPILOG

BILDER

PROLOG

Dieses Buch ist - wie so vieles in meinem Leben - ein Zufallsprodukt. Auf einer Reise nach Venezuela lernte ich Jürgen Röder kennen. Einen Koch aus Thüringen. Mit einem Dialekt, in den ich mich augenblicklich verliebte. Ostthüringisch. Prachtvoll. Was mit kurzen Episoden über die Seefahrt im Dienst der Deutschen Seereederei Rostock begann, endete mit langen Gesprächen. Beim Wandern auf Hochplateaus, bei Bootsfahrten im Dschungel und vor allem abends in den Hängematten hatten wir ja genügend Zeit zum Reden. Für mich als Landratte waren diese Gespräche nicht nur politisch interessant, sondern schienen mir auch besonders authentisch erzählt. Mein Gegenüber war ein Weitgereister, mit großer Sehnsucht nach fernen Ländern, der den vermeintlichen Käfig der DDR hinter sich gelassen hatte und in die weite Welt hinausgefahren war.

In der Silvesternacht 2011/2012 am Ufer des Orinoko erzählte Jürgen von Hilfslieferungen an sozialistische Bruderstaaten, vom regulären Liniendienst der Deutschen Seereederei, den Usancen an Bord und von vielem mehr. Während mitten durch sein Deutschland ein tiefer ideologischer Graben lief, kam Jürgen selbst auf seinen Fahrten des Öfteren an andere Brennpunkte des Weltgeschehens, etwa Hải Phòng und Hanoi während des Vietnamkrieges oder Chile, als Salvador Allende durch den von der CIA gestützten Militärputsch General Pinochets gestürzt wurde. So bekam das Wort „Welt-Anschauung“ für Jürgen Röder eine sprichwörtliche Bedeutung, ist seine Lebensgeschichte weitaus mehr als eine reine

Aneinanderreihung spektakulärer Erlebnisse aus insgesamt sechs Jahren auf hoher See.

Unser Gespräch spannte sich von der Seefahrt über das Leben hinter dem Eisernen Vorhang und Jürgens unstillbare Sehnsucht nach fernen Ländern und Kulturen bis hin zur großen Liebe seines Lebens, Gudrun. Die beiden hatten sich auf einem Schiff der DDR-Handelsflotte kennengelernt, geheiratet, eine Familie gegründet und 38 wunderbare Jahre bis zum viel zu frühen Tod Gudruns im Jahr 2008 miteinander verbracht. Für sie war in der DDR nicht alles schlecht, im Gegenteil. Sie war die Basis für ein gemeinsames Leben voller Abenteuer, das sie sich allen nicht zu leugnenden Schwierigkeiten zum Trotz über die Jahre aufgebaut hatten: Gudrun aus Leipzig, Jürgen aus einem Dorf in der thüringischen Provinz, beide typische Kinder der Deutschen Demokratischen Republik, die den real existierenden Sozialismus von Anfang bis zum Ende am eigenen Leib erlebten: die Höhen und Tiefen, die Aufbruchstimmung und die Lethargie, die Erfolge und die Verbrechen, den Aufstieg und den Zusammenbruch.

Als Land, das nach dem Zweiten Weltkrieg über keinen direkten Zugang zum offenen Meer verfügte, unternahm die DDR größte Anstrengungen, um auf den Weltmeeren nicht nur konkurrenzfähig, sondern führend zu werden. Eine Zeitlang schien der Plan auch aufzugehen, doch die Misserfolge der Planwirtschaft holten das Land schließlich auch auf den Ozeanen ein.

Von alledem erzählte Jürgen am Ufer des Orinoko. Die Idee, mit meinem Sohn Patrick ein Buch darüber zu schreiben, lag für mich auf der Hand. Leider kam mir erst am nächsten Tag der Gedanke, dass es gut gewesen wäre, das nächtliche Gespräch einfach aufzunehmen. Der Alkohol, die Silvesternacht und die laue Luft am Orinoko... Sie können sich das ja vorstellen. Ich war daher sehr froh, dass sich Jürgen nach anfänglichem Zögern zu einem mehrtägigen

Interview bei ihm zu Hause in Hermsdorf bereit erklärte. Wenn die verschriftlichte Version seiner Lebensgeschichte annähernd die Kraft seiner mündlichen Erzählung erreicht, hat dieses Buch seinen Zweck erfüllt.

Ich danke meinem Sohn Patrick, der Jürgens Ausdrucksweise in der Schriftform beibehalten und seiner Lebensgeschichte damit ihre ganze Authentizität belassen hat.

Edi Keck, Frühjahr 2014



Wir haben in der DDR wie die Vögel im Käfig gelebt. Ein Vogel, der in einem Käfig geboren ist, sehnt sich nicht nach Freiheit, weil er die Bedeutung dieses Begriffes gar nicht kennt. Und wenn er Freiheit erlangt, weiß er damit nichts anzufangen. Mir sind schon einige Kanarienvögel ausgebüchst, und ich weiß, wovon ich rede. Die sind als Verlierer geboren. Sie haben so wenig Orientierungssinn, dass sie einfach wegfliegen und sich verirren oder sofort wieder in den Käfig zurückfliegen. Die freie Natur ist nicht ihr Lebensraum, darin finden sie sich nicht zurecht. Mancher Vogel wird im Laufe seines Lebens blind und findet dennoch seine Sitzstange, sein Futter und sein Wasser. Der Käfig gibt ihm Sicherheit, Geborgenheit. So war es für viele von uns in der DDR.

Es ging in der DDR niemandem so schlecht, dass er sein Leben gelassen hätte. Wenn es uns so schlecht gegangen wäre, hätte jedes unserer Schiffe ohne Besatzung zurückkommen müssen. Die wären alle abgesprungen, bei der Schleuse des Nord-Ostsee-Kanals in Kiel. Da standen schon die alten Damen und riefen herüber, so nach dem Motto: „Hey, ihr aus dem Osten, ihr könntet doch abspringen. Kommt doch rüber, hier ist Schlaraffenland. Schaut, was wir alles haben, große Autos und noch viel mehr. Ihr braucht doch nur einen Schritt zu machen.“ Wir hätten auch in Hamburg oder in Bremen an Land gehen können und nicht mehr wiederkommen. In den sechs Jahren, in denen ich zur See gefahren bin, ist von unserem Schiff aber nicht einer abgehauen. Wir waren keine Kommunisten, aber wir haben das System akzeptiert. Wir hatten eine gewisse Beständigkeit und Sicherheit, warum hätten wir das für die Ungewissheit aufgeben sollen?

Jürgen Röder, Im Frühjahr 2014

I

EIN KIND DER DDR

*„Auferstanden aus Ruinen
Und der Zukunft zugewandt,
Lass uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
Und wir zwingen sie vereint,
Denn es muss uns doch gelingen,
Dass die Sonne schön wie nie
Über Deutschland scheint,
Über Deutschland scheint.“*

Erste Strophe der Nationalhymne der DDR

Nach dem Desaster des Zweiten Weltkrieges lag Deutschland in Trümmern. Die Versorgungslage war katastrophal, die Zukunft ungewiss. Im Jahr 1948, mitten in dieser schweren Zeit, wurde Jürgen Röder geboren, seine spätere Frau Gudrun 1951. Als Kinder der Deutschen Demokratischen Republik haben sie den Aufstieg und den Fall ihres Heimatlandes miterlebt. Sechs Jahre lang aus der Ferne, als sie beide für die Handelsflotte der DDR auf den Weltmeeren unterwegs waren, in der übrigen Zeit im Land selbst. Als Jürgen und Gudrun Kinder waren, setzte die DDR gerade alles daran, sich einen Platz auf der Weltkarte neben dem großen Bruder BRD zu erkämpfen.

Ich wuchs nach dem Krieg in Reisdorf praktisch ohne Vater auf. Meinen richtigen Vater kannte ich überhaupt nicht, von ihm weiß ich nur, dass er jeden Monat 40 Mark an meine Mutter geschickt hat. Ich habe das Geld manchmal selbst in Empfang genommen, damals brachte noch der Postbote die Alimente. Mein Vater hat sich nie für mich interessiert, und ich habe nie nach ihm gefragt. Meine Mutter hat auch nie über ihn gesprochen. Als ich sechs Jahre alt war, hat sie einen anderen Mann kennengelernt, der in Hermsdorf gearbeitet hat.

Meinen Schulbeginn hatte ich in Reisdorf, ich kann mich noch gut an das Zuckertütenfest erinnern. Im Dorf wurden auf einem Baum Zuckertüten für die Erstklässler aufgehängt. Ich glaube, wir waren nur fünf Kinder in dem Jahrgang und bekamen alle eine Zuckertüte. Kurze Zeit später zogen wir nach Hermsdorf zum neuen Lebensgefährten meiner Mutter. Die beiden haben dann

geheiratet und noch ein Kind bekommen, meine Schwester Marina, die 1955 geboren wurde.

Als wir schon in Hermsdorf wohnten, sind wir trotzdem oft nach Reisdorf gefahren, meine Mutter stammte von dort und hatte neun Geschwister. Zwei Brüder sind im Krieg gefallen, einer ist später tödlich verunglückt. Die den Krieg überlebt haben, sind alle uralt geworden. Meine Mutter wurde über 90, einer meiner Onkel auch. Und die älteste Schwester meiner Mutter, Tante Trude, ist erst vor kurzem gestorben, die wurde 102.

Meine Mutter arbeitete damals in der Landwirtschaft oder war bei „besseren“ Leuten in Stellung. Später war sie bei den Keramischen Werken Hermsdorf, wo mein Stiefvater als Meister in der Porzellanfabrik HESCHO arbeitete (der Name kommt von Hermsdorf-Schomburg). Das war eine Aktiengesellschaft, die gehörte zum Porzellanwerk KAHLA. Das Unternehmen war spezialisiert auf die Herstellung von Industrieporzellan, von Isolatoren und Überspannungsableitern. Der Betrieb kam später zum Kombinat Keramische Werke, in dem auch ich nach meiner Zeit auf See gearbeitet habe. Hier wurden die unterschiedlichsten Dinge hergestellt, Zündanlagen für Viertaktmotoren etwa und Teile für die Fernsehtechnik.

Für die Rüstung wurde auch produziert, dafür gab es einen geheimen Betrieb. Dort waren überall Kameras, keiner wusste, was hergestellt wurde, und niemand durfte darüber reden. Die Mitarbeiter hatten keine Ahnung, was sie fertigten, und hätten sowieso nichts darüber verraten können. Und wenn doch was durchgesickert wäre, hätte es der Westen wahrscheinlich schon gehört. Wie dem auch sei, es wurde hauptsächlich fürs Ausland produziert, ein Teil wurde auch ins NSW, das Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet, exportiert. Das war uns natürlich am liebsten, weil es dafür harte Kohle gab. Aber unser großer Markt war der Ostblock, die Tschechen haben viel abgenommen, die Polen, die Ungarn und allen voran unsere

Freunde, die Russen, die haben sich immer das Beste rausgepickt.

Nach der Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 verfolgten die Genossen kein geringeres Ziel als jenes, die Welt und die Gesellschaft zu verbessern: Wie die BRD wollte auch die DDR beweisen, dass sie das bessere Deutschland sei. Diesem Ziel wurde alles untergeordnet, Protest mit harter Hand im Keim erstickt - besonders während des Volksaufstandes im Jahr 1953. Die Trennung der Erde in West und Ost war längst vollzogen und der tiefe ideologische Graben zwischen den Weltmächten lief mitten durch das geteilte Deutschland.

Bis zum Jahr 1973 wurde die Deutsche Demokratische Republik mit Ausnahme der kommunistischen Länder von weiten Teilen der Welt nicht als eigenständiger Staat anerkannt. Im Kleinen spiegelte sich diese globalpolitische Situation im Mikrokosmos des Hamburger Hafens wider, wo beim Einlaufen eines Schiffes traditionell dessen Hymne gespielt wird. Bei DDR-Schiffen ertönte lange Zeit die bundesdeutsche Hymne - ein klarer Affront.

Ab Anfang der 1970er-Jahre durfte die DDR-Hymne nicht mehr gesungen, sondern nur gespielt werden, weil Johannes R. Bechers schöner Text nicht so recht zum Selbstbild der DDR passte: Die Passage „Deutschland, einig Vaterland“ kam bei den Genossen nicht besonders gut an. Sie wollten die internationale Anerkennung der DDR, keinesfalls aber die Wiedervereinigung.

In ihrer Anfangszeit wurde die DDR nur von ganz wenigen Staaten anerkannt. In den meisten Teilen der Welt waren

DDR-Bürger praktisch Staatenlose. Daher hat die DDR selbst in Ländern, in denen es nun wirklich nicht viel zu erwarten gab, investiert, damit wir dort eine Botschaft aufbauen konnten. Das war dann die Botschaft der Deutschen Demokratischen Republik, und unter feierlichem Getue wurde unsere Flagge gehisst. Damit wir in der Welt überhaupt aufs Tapet kamen, mussten wir wahnsinnig viel zahlen. Auch daran musste der Staat zugrunde gehen. Wir haben überall nur reingebuttert, und herausgekommen ist dabei nichts.

Wir haben zum Beispiel unzählige Afrikaner in die DDR geholt, sie in den unterschiedlichsten Berufen ausgebildet und anschließend wieder in ihre Heimat geschickt. Da saßen sie dann am Markt und verkauften Erdnüsse wie vorher. Während des Bürgerkrieges in Namibia in den 1970er-Jahren holte die DDR viele afrikanische Kriegswaisen ins Land. Die kamen als Kinder in die DDR und sprachen später perfekt den Thüringer oder sächsischen Dialekt, je nachdem, in welchem Kinderheim sie aufgewachsen waren. Nach der Wende – oder wenn sie selbstständig und mündig waren – mussten sie wieder zurück. Die DDR hatte viel Geld in ihre Ausbildung und ihr Studium gebuttert, um sich Prestige zu verschaffen, aber zurück in der Heimat sind die meisten in den alten Trott verfallen und haben nicht viel auf die Beine gebracht. Deshalb geht es dem Großteil der afrikanischen Staaten heute wieder so beschissen oder sogar noch schlechter als in der Kolonialzeit.

Ich glaube, dass kein Staat so viel Geld in derart sinnlose Prestigeprojekte im Ausland gesteckt hat wie die DDR, nicht einmal Russland. Die Polen sind genau wie wir nach Vietnam gefahren, aber für harte Kohle, weil sich kaum jemand anderer dorthin traute. Wir und die Russen haben es unentgeltlich gemacht und massenweise Solidaritätsfracht geliefert.

Jeder arbeitende Bürger der DDR musste damals Mitglied beim FDGB, dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund,

sein. Zum verdienstabhängigen FDGB-Beitrag kam dann noch der sogenannte Solidaritätsbeitrag. Bei zehn Millionen Werktätigen kamen da pro Monat viele Millionen Mark zusammen. Den „Solibetrag“ gibt es ja heute auch wieder, nur weiß kein Schwein, wofür genau er verwendet wird. Damals wussten wir es. Von den Gewerkschaftsbeiträgen wurden Fahrräder gekauft, Mehl, Konserven, Klamotten, Medikamente und, und, und... lauter eigene Produkte. Das ganze Zeug haben wir kostenlos als Solidaritätsfracht verschifft. Dieser Solidaritätsgedanke lebt heute eben im „Solibetrag“ weiter.

Die Wessis schimpfen oft, weil wir hier im Osten angeblich die besseren Straßen haben, die von ihrem sauer verdienten Geld bezahlt wurden. Kohl sprach von blühenden Landschaften, in die er die DDR verwandeln wollte. Die normalen Bürger haben gesagt: „Wir wollen unsere armen, hungernden Brüder und Schwestern im Osten unterstützen.“ Die Verwandten haben ja oft geglaubt, dass wir hinter dem Eisernen Vorhang alle am Hungertuch nagen. Vor der Wende kamen sie zu Besuch in den Osten, und die DDR-Verwandtschaft tischte das Feinste auf, das es unter dem Ladentisch zu kaufen gab. Die Westverwandten haben Rouladen und Klöße gefressen, bis sie ihnen bei den Ohren rauskamen. Man wollte zeigen, dass man was hat in der DDR.

1961 befanden sich die DDR und ihr Regime in einer tiefen Krise. Besonders augenscheinlich wurde dies durch einen nicht enden wollenden Flüchtlingsstrom von DDR-Bürgern - darunter auch viele Facharbeiter - in den Westen. Die Deutsche Demokratische Republik war drauf und dran, intellektuell auszubluten. Die Führung konnte dem nicht länger tatenlos zusehen und vereinbarte mit der sowjetischen Führung im Stillen, die Grenzen des Landes abzuriegeln. Lange Zeit kursierten darüber nur Gerüchte, kaum jemand wusste Genaueres.

Legendär die Antwort des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht auf die entsprechende Frage einer Journalistin am 15. Juni 1961: „Ich verstehe Ihre Frage so, dass es Menschen in Westdeutschland gibt, die wünschen, dass wir die Bauarbeiter der Hauptstadt der DDR mobilisieren, um eine Mauer aufzurichten, ja? Mir ist nicht bekannt, dass eine solche Absicht besteht, da sich die Bauarbeiter in der Hauptstadt hauptsächlich mit Wohnungsbau beschäftigen und ihre Arbeitskraft dafür voll ausgenutzt wird, voll eingesetzt wird. Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“ Dass diese Aussage eine glatte Lüge war, sollte sich wenig später, am 13. August 1961, zeigen. Tausende Soldaten und Polizisten gingen in Ostberlin daran, die Grenze dichtzumachen. Der Rest der Geschichte ist bekannt: Was mit Stacheldraht und Panzern begann, wuchs sich im Laufe der folgenden Jahre zu einer Mauer und im Weiteren zur bestgesicherten Grenze aller Zeiten aus; sie wurde zu einem beinahe unüberwindlichen sozialistischen Bollwerk ausgebaut, um das Land vor den kapitalistischen Klassenfeinden zu schützen, wie es offiziell hieß. Dazu kam die Teilung im Kopf. Auf hunderten

Kilometern zog sich eine tiefe Wunde mitten durch Deutschland. Familien wurden auseinandergerissen, Karrieren zerstört, und verzweifelte Menschen suchten ihr Heil in der Flucht, die für viele tödlich endete.

Wie kein anderes Bauwerk ist die Berliner Mauer Symbol für den Wahnsinn des Kalten Krieges. Niemand in der DDR blieb in den Jahren 1961 bis 1989 davon unberührt, auch die Familie Röder nicht.

Zu Beginn der DDR-Seefahrt meldeten sich auch 30 westdeutsche Kapitäne zum Dienst - bis 1961 konntest du ja noch rüber. Aber damit war nach dem Mauerbau Schluss, das gab es dann nicht mehr. Du mustest bloß schauen, dass du auf der richtigen Seite bist.

Ich bin mal auf der „Johann Gottlieb Fichte“ mit einem Koch aus Ostberlin gefahren. Der erzählte mir, dass sein Vater in Westberlin gearbeitet und immer wieder gute Ost-West-Geschäfte gemacht hatte. Damals konnte man in Berlin ja noch ganz gut leben. Der 13. August war ein schwerer Einschnitt. Seinen Vater hat das, wie hunderttausende oder Millionen andere auch, sehr mitgenommen: Auf einmal standen sie vor einem Stacheldrahtzaun, dann vor einer Mauer, und es ging nicht mehr weiter. Gudrun und ich haben unseren ehemaligen Kollegen von der „Fichte“ manchmal in seinem Garten in der Nähe der Sektorengrenze besucht. Da war dieses Niemandsland aus Beton, Stacheldraht, nochmal Beton, Selbstschussanlagen, Panzersperren, Wachtürmen. Es war bedrückend, man fühlte sich ständig beobachtet.

Ein Teil des Todesstreifens in Berlin ist heute ein Museum, aber ich möchte das gar nicht wieder sehen. Wer das nicht kennt, für den ist das interessant. Aber wenn du das selbst erlebt hast - für uns war das ja alltäglich, wir sind oft an der Mauer entlanggefahren -, ist es nichts, was du dir noch einmal anschauen möchtest. Wir haben die Mauer gesehen,

wir haben die Wachtürme gesehen, und wir wussten, da darfst du nicht hin. Und die allermeisten sind auch nicht hin. Die hermetisch abgeriegelte Grenze und die Mauer waren Scheißdinger, keine Frage. Aber jeder wusste, dass es gefährlich ist, dorthin zu gehen. Wer fliehen wollte, musste sich dessen bewusst sein, dass er sein eigenes Leben und das seiner Familie riskierte.

In den 70er- und 80er-Jahren waren wir oft im Thüringer Wald im Urlaub. Irgendwo begann dann diese Fünf-Kilometer-Zone, und die Leute, die innerhalb dieses Sperrgürtels wohnten, hatten einen Passierschein, damit sie zu ihren Häusern konnten. Als Urlauber durftest du gar nicht hin, da standen überall Schilder: „Grenzgebiet, Sperrzone! Betreten und Befahren nur mit Sondergenehmigung gestattet!“ Das stand an jedem Waldweg, du konntest nicht hinein, außer du wolltest große Probleme bekommen oder dein Leben riskieren. Es war unmöglich, die Schilder nicht zu sehen. Daher konnte sich auch niemand rausreden, dass er nur mal schnell im Wald kacken gewesen sei. Das alles war streng überwacht. Ich möchte nicht wissen, wie viele Leute unserer Brigade Grenzschutz hatten. Mensch, Tier, Material... unglaublich, was der Grenzschutz gekostet haben muss. Und das, obwohl die meisten Grenzschützer ohnehin Wehrpflichtige waren, die kaum Geld bekamen. Nur die Offiziere haben an der Grenze ordentlich verdient.

Der Mauerbau von 1961 war immer in den Köpfen der Menschen. Zwei Schwestern meiner Mutter sind vor 1961 noch „schwarz“ in den Westen rüber. Sie haben sich einfach in den Zug gesetzt und sind losgefahren, damals ging das noch. Im Westen angekommen, fuhr man sie in ein Auffanglager und das war's dann, da waren sie drüben. Als Jugendlicher wusste ich natürlich von der Teilung in Ost- und Westdeutschland und auch über die Mauer Bescheid, aber so richtig im Bewusstsein war es bei mir nicht.

Meine Lust auf ferne Länder war an sich total unpolitisch. Ich wollte bloß raus, weil ich als Kind viel von fernen Ländern gelesen hatte und diese Sehnsucht, die sich von Kindesbeinen an entwickelt hatte, ausleben musste. Ich hatte nie politische Romane gelesen, sondern mit Büchern von Alfred Brehm und Erich Wustmann begonnen, das war herrlich. Die neueren Bücher haben mich nie sonderlich interessiert, weil die alle schon vom Sozialismus angehaucht waren. Diese Pflichtlektüre in der Schule war natürlich für alle obligatorisch. Sehr interessiert haben mich aber Bücher von Heinrich Harrer oder von Sven Hedin. Das Lesen war ein toller Verstärker der Neugier und Reiselust, die ich von Geburt an in mir getragen habe, wenn man so will. In der Bibliothek bei uns im Ort gab es zwei Schränke mit Jugendliteratur, und die meisten davon habe ich gelesen. Der Bibliothekar saß immer bloß in seinem großen ledernen Stuhl und rauchte und las, eine Nickelbrille auf der Nase. Für meine Begriffe war er damals schon uralt. Mir machte es Spaß, dem alten Mann zu helfen und die Bücher, die im Laufe des Tages abgegeben wurden, wieder einzusortieren. Er wiederum war froh, musste nicht aufstehen und sagte zu mir, ich könne alles lesen, was ich wolle, auch andere Bücher als die Jugendliteratur. Zu Weihnachten legte er mir in meine Lesekarte, in der alle Bücher fein säuberlich eingetragen waren, immer einen Fünf-Mark-Schein. Das war sehr nett. Ich habe aber nicht wegen des Geldes geholfen, das war ja nicht viel. Geld habe ich immer schon nebenbei mit Altstoffsammeln verdient. Lesen und Bücher waren meine Leidenschaft. Woher diese Leidenschaft kam, kann ich gar nicht sagen. Bei mir zu Hause wurde wenig gelesen und es hatte auch niemand Sehnsucht nach der weiten Welt.

Wenn am nächsten Tag Schule war, musste ich als Kind stets früh ins Bett. Die Küche war direkt neben meinem Zimmer und das Ofenrohr ging direkt durch mein Zimmer, deshalb war es im Winter immer ein bisschen warm. In der